

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen
Band: 36 (1965)
Heft: 12

Artikel: Unsere Weihnachtsgeschichte : die Vision des Kaisers
Autor: Lagerlöf, Selma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-807443>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

viele unbekannte Werke zeigen. Erwähnen möchten wir noch den schönen Band aus dem Hallwag-Verlag, *Barocke Welt*, und die längst fällige, endlich erschienene Würdigung *Hermann Hubachers* aus dem Atlantis-Verlag.

Biographien

Auf kaum einem andern Gebiet lässt sich die Vielseitigkeit des Buches so eindrücklich dokumentieren wie bei den Biographien. *Adenauers Erinnerungen 1945—1963* (Deva) stehen neben den Memoiren *Walther Bringolfs* (Scherz), die Theaterbiographie von Curt Riess über *Kurt Gründgens* (Hoffmann & Campe) neben *Bundesrat Minger* (Verbandsdruckerei), die *Hans-Roelli-Biographie* (Orell-Füssli) neben dem umfangreichen und bedeutenden Werk von Hesketh Pearson über *Bernhard Shaw* (Rainer Wunderlich). Schon seit Jahren erwartet, jetzt endlich erschienen ist der zweite Band der *Richelieu*-Darstellung von C. J. Burckhard (Callwey). Der Sohn des bekannten Romanciers Cronin legt eine Biographie über Ludwig XIV. unter dem Titel *Sonnenkönig* (Goverts) vor. Vielbeachtet wurde im Jubiläumsjahr der Heilsarmee die Biographie von R. Collier, *William Booth* (Rascher). In dieser langen Reihe, die wir noch weiter fortführen könnten, wollen wir aber zuletzt das schöne Buch von Kurt Guggenheim, *Das Ende von Seldwyla* (Artemis), nicht vergessen.

Kinderbücher — Jugendbücher

Wollten wir aus diesem grossen, im Bücherkatalog nach Altersstufen gut aufgeteilten Gebiet die Rosinen herauspicken, die Liste würde viel zu lange werden. Man muss aber feststellen, dass unsere Kinder schrecklich verwöhnt werden. Märchenbücher gibt es so viele, dass einem die Wahl zur Qual wird. Auch die Bilderbücher erscheinen jedes Jahr in einer Fülle, dass man sich Zeit nehmen muss, wirklich die schönsten herauszufinden. Aus der diesjährigen Produktion möchten wir nur Piatti, *ABC der Tiere* (Artemis), Carigiet, *Zottel, Zick und Zwerg* (Schweizer Spiegel), und das hübsche Bilderbuch aus Portugal von Jan Balet, *Joanjo* (Pharaos-Verlag), herausheben. Bei den Jugendbüchern erschien ein neues Buch von Olga Meyer, *Eine Stunde vor Tag* (Sauerländer), ein historischer Mädchenroman aus dem Zürcher Oberland und von der weltbekannten An Lindgren ein ganz herrliches Buch, *Ferien auf Saltokrokkan* (Oettinger), das in Schweden dank der Unterstützung durch das Fernsehen schon kurz nach Erscheinen zum Volksbuch geworden ist. Auch in Deutschland und der Schweiz werden diese Filme bald zu sehen sein. Auch die altbekannten Werke sind wieder erschienen, der *Pestalozzi-Kalender* für Buben und Mädchen, und selbstverständlich auch der neue Jahrgang des *Helveticus* (Hallwag).

Diesen kurzen Ueberblick müssten wir eigentlich abschliessen mit einer Aufzählung all jener Gebiete, die wir nicht berücksichtigt haben und mit einer Reihe von Werken, die besonders wichtig sind und von denen wir hoffen, dass sie im grossen Trubel des Weihnachtsgeschäftes nicht übersehen werden. Wer all diese Schätze einmal in Ruhe ansehen will, der reserviere sich jetzt einige Stunden für den Besuch einer Buchhandlung.

Gottfried Birgin

Unsere Weihnachtsgeschichte

Die Vision des Kaisers

Es war zu der Zeit, da Augustus Kaiser in Rom war und Herodes König in Jerusalem.

Da geschah es einmal, dass eine sehr grosse und heilige Nacht sich auf die Erde herabsenkte. Es war die dunkelste Nacht, die man noch je gesehen hatte; man hätte glauben können, die ganze Erde sei unter ein Kellergewölbe geraten. Es war unmöglich, Wasser von Land zu unterscheiden, und man konnte sich auf dem vertrautesten Wege nicht zurechtfinden. Und dies konnte nicht anders sein, denn vom Himmel kam kein Lichtstrahl. Alle Sterne waren daheim in ihren Häusern geblieben, und der liebevolle Mond hielt sein Gesicht abgewendet.

Und ebensotief wie die Dunkelheit war auch das Schweigen und die Stille. Die Flüsse hatten in ihrem Lauf innegehalten, kein Lüftchen regte sich, und selbst das Espenlaub hatte zu zittern aufgehört. Wäre man dem Meer entlanggegangen, so hätte man gefunden, dass die Welle nicht mehr an den Strand schlug, und wäre man durch die Wüste gewandert, so hätte der Sand nicht unter den Füßen geknirscht. Alles war versteinert und regungslos, um nicht die heilige Nacht zu stören. Das Gras vermass sich nicht zu wachsen, der Tau konnte nicht fallen, und die Blumen wagten nicht Wohlgeruch auszuhauchen.

In dieser Nacht jagten die Raubtiere nicht, bissen die Schlangen nicht, bellten die Hunde nicht. Und was noch herrlicher war, keins von den leblosen Dingen hätte die Weihe der Nacht dadurch stören wollen, dass es sich zu einer bösen Tat hergab. Kein Dietrich hätte ein Schloss öffnen können, und kein Messer wäre imstande gewesen, Blut zu vergiessen.

Eben in dieser Nacht trat in Rom ein kleines Häufchen Menschen aus den kaiserlichen Gemächern auf den Palatin und nahm seinen Weg über das Forum hinauf zum Kapitol. An dem eben zur Neige gegangenen Tage hatten nämlich die Räte den Kaiser gefragt, ob er etwas dagegen einzuwenden habe, dass sie ihm auf Roms heiligem Berge einen Tempel errichteten. Aber Augustus hatte nicht sogleich seine Zustimmung gegeben. Er wusste nicht, ob es den Göttern wohlgefällig wäre, dass er einen Tempel neben dem ihren besässe, und er hatte geantwortet, dass er erst seinem Schutzgeist ein nächtliches Opfer bringen wolle, um dadurch ihren Willen in dieser Sache zu erforschen. Er war es nun, der, von einigen Vertrauten geleitet, dieses Opfer darzubringen. Augustus liess sich in seiner Sänfte tragen, denn er war alt, und die hohen Treppen des Kapitols fielen ihm beschwerlich. Er hielt selbst den Käfig mit den Tauben, die er opfern wollte. Nicht Priester, noch Soldaten oder Ratsherren begleiteten ihn, sondern nur seine nächsten Freunde. Fackelträger gingen ihm voraus, gleichsam um einen Weg in das nächtliche Dunkel zu bahnen, und ihm folgten Sklaven, die den dreifüssigen Altar trugen, die Kohlen, die Messer, das heilige Feuer und alles andere, was für das Opfer erforderlich war.

Auf dem Wege plauderte der Kaiser fröhlich mit seinen Vertrauten, und darum bemerkte niemand die unsägliche Stille und Verschwiegenheit der Nacht. Erst als sie auf dem obersten Teil des Kapitols den leeren

Platz erreicht hatten, der für den neuen Tempel auserkoren war, wurde ihnen offenbar, dass etwas Ungewöhnliches bevorstand.

Dies konnte nicht eine Nacht sein wie alle andern, denn oben auf dem Rande des Felsens sahen sie das wunderbarste Wesen. Zuerst glaubten sie, es sei ein alter, verwitterter Olivenstamm, dann meinten sie, ein uraltes Steinbild vom Jupitertempel sei auf den Felsen hinausgewandert. Endlich gewahrten sie, dass dies niemand sein konnte als die alte Sibylle.

Etwas so Altes, so Wettergebräuntes und so Riesengrosses hatten sie niemals gesehen. Diese alte Frau war schreckenerregend. Wäre der Kaiser nicht gewesen, sie hätten sich alle heim in ihre Betten geflüchtet. «Sie ist es», flüsterten sie einander zu, «die der Jahre soviele zählt, wie es Sandkörner an der Küste ihres Heimatlandes gibt. Warum ist sie gerade in dieser Nacht aus ihrer Höhle gekommen? Was kündet sie dem Kaiser und dem Reiche, sie, die ihre Prophezeiungen auf die Blätter der Bäume schreibt und weiss, dass der Wind das Orakelwort dem zuträgt, für den es bestimmt ist?»

Sie waren so erschrocken, dass sie alle auf die Knie gesunken wären und mit ihren Stirnen den Boden berührt hätten, wenn die Sibylle nur eine Bewegung gemacht hätte. Aber sie sass so still, als wäre sie leblos. Sie sass auf dem äussersten Rande des Felsens zusammengekauert, und die Augen mit der Hand beschattend, spähte sie hinaus in die Nacht. Sie sass da, als hätte sie den Hügel erstiegen, um etwas, was sich in weiter Ferne zutrug, besser zu sehen. Sie konnte also etwas sehen, sie, in einer solchen Nacht.

In demselben Augenblick merkten der Kaiser und seine Begleiter, wie tief die Finsternis war. Keiner von ihnen konnte eine Handbreit vor sich sehen. Und welche Stille, welches Schweigen! Nicht einmal das dunkle Gemurmel des Tiber konnten sie vernehmen. Aber die Luft wollte sie ersticken, der kalte Schweiss trat ihnen auf die Stirn, und ihre Hände waren starr und kraftlos. Sie dachten, es müsse etwas Furchtbares bevorstehen.

Aber niemand wollte zeigen, dass er Angst hatte, sondern alle sagten dem Kaiser, dass dies ein gutes Omen sei: die ganze Natur hielte den Atem an, um einen neuen Gott zu grüssen.

Sie forderten Augustus auf, an das Opfer zu gehen, und sagten, dass die alte Sibylle wahrscheinlich aus ihrer Höhle gekommen sei, um seinen Genius zu grüssen.

Aber in Wahrheit war die alte Sibylle von einer Vision so gefesselt, dass sie es nicht einmal wusste, dass Augustus auf das Kapitol gekommen war. Sie war im Geiste in ein fernes Land versetzt, und dort meinte sie über eine grosse Ebene zu wandern. In der Dunkelheit stiess sie mit dem Fusse unablässig an etwas, was sie für Erdhügelchen hielt. Sie bückte sich und tastete mit der Hand. Nein, es waren keine Erdhügelchen, sondern Schafe. Sie wanderte zwischen grossen schlafenden Schafherden.

Nun gewahrte sie das Feuer der Hirten. Es brannte mitten auf dem Felde, und sie tastete sich hin. Die Hirten lagen um das Feuer und schliefen, und neben sich hatten sie lange, spitzige Stäbe, mit denen sie die Herden gegen wilde Tiere zu verteidigen pflegten.

Aber die kleinen Tiere mit den funkelnden Augen und den buschigen Schwänzen, die sich zum Feuer schlichen, waren das nicht Schakale? Und doch schleuderten ihnen die Hirten keine Stäbe nach, die Hunde schliefen weiter, die Schafe flohen nicht, und die wilden Tiere legten sich an der Seite der Menschen zur Ruhe.

Dies sah Sibylle, aber sie wusste nichts von dem, was sich hinter ihr auf der Bergeshöhe zutrug. Sie wusste nicht, dass man einen Altar errichtete, die Kohlen entzündete, das Räucherwerk ausstreute, und dass der Kaiser die eine Taube aus dem Käfig nahm, um sie zu opfern. Aber seine Hände waren so erstarrt, dass er den Vogel nicht zu halten vermochte. Mit einem einzigen Flügelschlag befreite sich die Taube und verschwand hinauf in das nächtliche Dunkel.

Als dies geschah, blickten die Hofleute misstrauisch zu der alten Sibylle hin. Sie glaubten, dass sie es wäre, die das Unglück verschuldet hätte. Konnten sie wissen, dass die Sibylle noch immer am Kohlenfeuer der Hirten zu stehen meinte, und dass sie nun einem Klange lauschte, der zitternd durch die totenstille Nacht drang? Sie hörte ihn lange, ehe sie merkte, dass er nicht von der Erde kam, sondern aus den Wolken. Endlich erhob sie das Haupt, und da sah sie lichte, schimmernde Gestalten durch die Dunkelheit gleiten. Es waren kleine Engelscharen, die gar holdselig singend und gleichsam suchend über der weiten Ebene hin und wider flogen.

Während so die Sibylle dem Engelgesang lauschte, bereitete sich der Kaiser gerade zu einem neuen Opfer. Er wusch seine Hände, reinigte den Altar und liess sich die zweite Taube reichen. Aber obgleich er sich jetzt bis zum äussersten anstrengte, um sie festzuhalten, entglitt der glatte Körper der Taube seiner Hand, und der Vogel schwang sich in die undurchdringliche Nacht empor.

Den Kaiser fasste ein Grauen. Er stürzte vor dem leeren Altar auf die Knie und betete zu seinem Genius. Er rief ihn um Kraft an, das Unheil abzuwenden, das diese Nacht zu künden schien.

Auch davon hatte die Sibylle nichts gehört. Sie lauschte mit ganzer Seele dem Engelgesang, der immer stärker wurde. Schliesslich wurde er so mächtig, dass er die Hirten erweckte. Sie richteten sich auf dem Ellenbogen auf und sahen leuchtende Scharen silberweisser Engel in langen, wogenden Reihen gleich Zugvögeln droben durch das Dunkel schweben. Einige hatten Lauten und Violinen in den Händen, andere hatten Zithern und Harfen, und ihr Gesang klang fröhlich wie Kinderlachen und sorglos wie Lerchenzwitchern. Als die Hirten dies hörten, machten sie sich auf, um zu dem Bergstädtchen zu gehen, wo sie daheim waren, und von dem Wunder zu erzählen.

Sie wanderten über einen schmalen, geschlängelten Pfad, und die alte Sibylle folgte ihnen. Mit einem Male wurde es oben auf dem Berge hell. Ein grosser klarer Stern flammte mitten darüber auf, und die Stadt auf dem Bergesgipfel schillerte wie Silber im Sternenlicht. Alle die umherirrenden Engelscharen eilten unter Jubelrufen hin, und die Hirten beschleunigten ihre Schritte, so dass sie beinahe liefen. Als sie die Stadt erreicht hatten, fanden sie, dass die Engel sich über einem niedrigen Stall in der Nähe des Stadtttores ge-

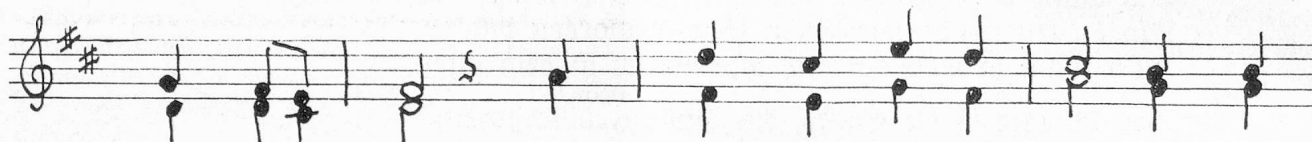
(Schluss auf Seite 420)

Heilige Obed. (Sertrud Burkhalter.)

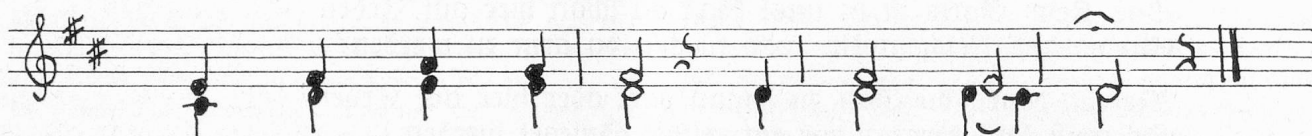
A. Walter.



1. E Stärn vo all-ne Stär-ne steit gut-dig
2. Jr ruu-che Fue-ter-chrip-pe liit s' Lieb-gott-
3. UF dii-net ar-me Wing-le du Ching bisch



o-bem Stall, drinn zün-det e La-tär-ne still
ching-li chliin u d'Ou-ge hät es glän-zig wie
schön: wie Schnee. J wet-ti zue der chnöi-le und



ischs im gan-ze Tal- im gan-ze Tal.
duss de Stär-ne-schiin--de Stär-ne-schiin.
lang nüüt an-gers meh - nüüt an-gers meh.

(Schluss von Seite 418)

sammelt hatten. Es war ein ärmlicher Bau mit einem Dache aus Stroh und dem nackten Felsen als Rückwand. Darüber stand der Stern, und dahin scharten sich immer mehr und mehr Engel. Einige setzten sich auf das Strohdach oder liessen sich auf der steilen Felswand hinter dem Hause nieder, andere schwebten mit flatternden Flügeln darüber. Hoch, hoch hinauf war die Luft von den strahlenden Schwingen verklärt.

In demselben Augenblick, in dem der Stern über dem Bergstädtchen aufflammte, erwachte die ganze Natur, und die Männer, die auf der Höhe des Kapitols standen, mussten es auch merken. Sie fühlten frische, aber kosende Winde den Raum durchwehen, süsse Wohlgerüche strömten rings um sie empor, Bäume rauschten, der Tiber begann zu murmeln, die Sterne strahlten, und der Mond stand mit einem Male hoch am Himmel und erleuchtete die Welt. Und aus den Wolken schwangen sich zwei Tauben nieder und setzten sich dem Kaiser auf die Schultern.

Als dies Wunder geschah, richtet sich Augustus in stolzer Freude empor, aber seine Freunde und Sklaven stürzten auf die Knie. «Ave Caesar!» riefen sie. «Dein Genius hat Dir geantwortet. Du bist der Gott,

der auf der Höhe des Kapitols angebetet werden soll.» Und die Huldigung, die die hingerissenen Männer dem Kaiser zujubelten, war so laut, dass die alte Sibylle sie hörte. Sie wurde davon aus ihren Gesichtern erweckt. Sie erhob sich von ihrem Platze auf dem Felsenrand und trat unter die Menschen. Es war, als hätte eine dunkle Wolke sich aus dem Abgrund erhoben, um über die Bergeshöhe hinabzustürzen. Sie war erschreckend in ihrem Alter. Wirres Haar hing in spärlichen Zotteln um ihren Kopf, die Gelenke der Glieder waren vergrössert, und die gedunkelte Haut überzog den Körper hart wie Baumrinde, Runzel an Runzel.

Aber gewaltig und ehrfurchtgebietend schritt sie auf den Kaiser zu. Mit der einen Hand umfasste sie sein Handgelenk, mit der andern wies sie nach dem fernen Osten. «Sieh», gebot sie ihm, und der Kaiser schlug die Augen auf und sah. Der Raum tat sich auf vor seinen Blicken, und sie drangen ins ferne Morgenland. Und er sah einen dürftigen Stall unter einer steilen Felswand, und in der offenen Tür einige kniende Hirten. Im Stalle sah er eine junge Mutter auf den Knien vor einem Kindlein, das auf einem Strohbündel am Boden lag.

Und die grossen knöchigen Finger der Sibylle wiesen auf dieses arme Kind.

«Ave Caesar!» sagte die Sibylle mit einem Hohnlachen. «Da ist der Gott, der auf der Höhe des Kapitols angebetet werden wird!»

Da prallte Augustus vor ihr zurück wie vor einer Wahnsinnigen. Aber über die Sibylle kam der mächtige Sehergeist. Ihre trüben Augen begannen zu brennen, ihre Hände reckten sich zum Himmel empor, ihre Stimme verwandelte sich, so dass sie nicht ihre eigene zu sein schien, sondern solchen Klang und solche Kraft hatte, dass man sie über die ganze Welt hin hätte hören können. Und sie sprach Worte, die sie oben in den Sternen zu lesen schien.

«Anbeten wird man auf den Höhen des Kapitols den Welterneuerer, Christ oder Antichrist, doch nicht hin-fällige Menschen.»

Als sie dies gesagt hatte, schritt sie durch die Reihen der schreckgelähmten Männer, ging langsam die Bergeshöhe hinunter und verschwand.

Aber Augustus liess am nächsten Tage dem Volk streng verbieten, ihm einen Tempel auf dem Kapitol zu errichten. Anstatt dessen erbaute er dort ein Heiligtum für das neugeborene Gotteskind und nannte es «Des Himmels Altar», Ara Coeli.

Selma Lagerlöf

O du fröhliche . . .

Die Entstehungsgeschichte des Weihnachtsliedes

Manchmal, am Abend, wenn er sehr einsam war und sehr allein — aber war er eigentlich nicht immer allein, dieser Herr Johann Daniel Falk, den es vor Jahren nun schon hierher, nach Weimar, verschlagen hatte, in die Nähe der grossen, angebeteten Sonne, die Goethe hiess? — manchmal also, an solchen stillen und ein bisschen traurigen Abenden, dann dachte er an seine Kindheit. Dann vergass er, dass er einmal — wann war es nur? — geglaubt und gehofft hatte, ein Dichter zu werden, und dass er statt dessen nur ein Zeitungsschreiber, ein Feld-, Wald- und Wiesenschriftsteller geworden war, der sich nie auf dem Parnass einen Platz erwerben würde.

Nun, damit hatte er sich abgefunden. Hatte sich damit getröstet, dass er aus seinen geringen Gaben das Beste gemacht und mit seinem bescheidenen Pfund so gut gewuchert hatte, wie es nur eben anging. Das also war verschmerzt. Nicht verschmerzt war, nach all diesen Jahren, immer noch das Heimweh, das ihn zuweilen in der Stille überfiel. Heimweh nach seiner Vaterstadt, nach der grauen, alten, türmereichen, giebelreichen Stadt hoch im Norden, an der Weichselmündung. Nach den Gassen und Gässchen Danzigs, nach der Lastadie, in der er fünf Jahre nach der Beendigung des Siebenjährigen Krieges geboren worden war, die er mit seinen Kinderspielen durchtobt hatte. Nach dem Vater, dem Perückenmacher, den er doch geliebt hatte, wenn er auch von früh auf das väterliche Handwerk verabscheut und ehrlich gehasst und missachtet hatte. Weil er doch ein armes, dummes Kind gewesen war, damals, ohne Wissen um das wirkliche Leben und mit der unbändigen Sehnsucht im Herzen, einmal etwas ganz, ganz Grosses zu werden. Lange genug hatte er

Licht im Dunkel

*Steht ein Stern am fernen
dunklen Himmelszelt,
einer nur, denn düster
ist die nächt'ge Welt.*

*Aber dieser eine
Stern ist hell und klar,
denn der Nächte schönste
dämmt wunderbar.*

*Liegt das Kind im Stalle
leuchtet rings die Welt,
weil es aller Sterne
Licht in Händen hält.*

Maria Dutli-Rutishauser

dem Vater in den Ohren gelegen, bis er endlich weich geworden war. Bis der ehrsame Handwerksmeister ihn auf die hohe Schule geschickt hatte, auf die Petrischule zunächst und dann auf das alte, angesehene Gymnasium. Sogar studieren hatte er dürfen, hatte in Halle das karge Brot der Freitische und der Stipendien seiner Vaterstadt gegessen. Aber er war weder ein Gottesgelehrter und Gottesstreiter geworden noch ein Dichter von Rang. Nein, auch kein Dichter von Rang. Wenn er daran dachte und an seine Bemühungen auf diesem Gebiet und an deren bescheidene Früchte, dann huschte in solchen Stunden der Einsamkeit, der Selbstbesinnung und der Selbsterkenntnis ein bitteres Lächeln über seine Lippen. Was ihn seinerzeit schliesslich nach Weimar getrieben hatte, das hatte sich als eine Seifenblase erwiesen. Nichts hatte der Angebetete, der Göttliche, nichts hatte der Geheimbte Rath Goethe getan, um ihn, Johann Daniel Falk, zu fördern. Kein Wort der Anerkennung hatte er je für Falks dichterische Bemühungen gefunden, ja, Falk hatte oft genug zu spüren bekommen, dass Goethe ihn ablehnte, ihn nicht recht mochte. Und sogar auf seine Landsmännin, auf die hübsche Witwe Johanna Schopenhauer — die doch bei Gott mit ihrem ungebärdigen Sohn Arthur des Kummers genug hatte! — hatte sich die Abneigung Goethes gegen Falk übertragen.

Solche trüben Gedanken kamen Falk zuweilen, in nächtlicher Stunde. Aber am Morgen, wenn das Licht der frühen Sonne heiter durch die Fensterscheiben brach, dann waren sie rasch genug verweht. Dann dachte der Alternde daran, dass man um eines schöneren Gestern willen nie und nimmer das Heut und dessen Aufgaben vergessen dürfe. Dann dachte er daran, dass er sich ja eine Aufgabe, eine schöne und grosse Aufgabe gestellt hatte. Dass es nicht auf Gefühl ankam, sondern auf die Tat.

War man nicht durch eine schreckliche Zeit gegangen? Durch die Wirren und Schrecken der napoleonischen Kriege? Durch die Lethargie der nachfolgenden sechs Jahre? Durch die Unruhen und Erschütterungen des Befreiungskrieges dann, die doch auch der Opfer und des Blutes genug gekostet hatten? In jenen Jahren hatte er, der sich aus seinem theologischen Studium wenigstens ein schönes und völlig unerschüttertes Gottvertrauen hinübergerettet hatte in das Grau des Alltags, die Verse geschrieben: